Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Aprilnarren.

Heute noch sind die Forscher sich nicht einig über den Ursprung der Sitte, jemanden in den April zu schicken, ihn zum Aprilnarren zu machen. Daß es sich nicht um einen altgermanischen Brauch handelt, darf als feststehend betrachtet werden. Nach J. Grimm ist der Aprilscherz aus Frankreich zu uns gekommen und mit dem ehemaligen Beginn des neuen Jahres am 1. April in Zusammenhang zu bringen. Einige Gelehrte leiten ihn von dem veränderlichen Wetter des April ab, das denjenigen zum Narren hält, welcher sich darauf verläßt. Eine einfache, aber wenig glaubhafte Lösung. Anderer Behauptung nach soll das Hin- und Herschicken Jesu von Hannas nach Kaiphas und von Herodes nach Pilatus, wie es in den mittelalterlichen Passionsspielen dargestellt wurde, den Brauch gezeitigt haben. Auch diese Erklärung ist nicht befriedigend. Es bleibt noch als Ursprung des Hulifest, ein mit allerlei Scherzen und Foppereien verbundenes Frühlingsfest, das in Indien seit undenklichen Zeiten gefeiert wird. Heute noch ist es dort üblich, am 31. März, dem letzten Tage des Festes, allerlei Aufträge zu erteilen, deren Ausführung mit einer Enttäuschung endet und den Gefoppten dem Gelächter preisgibt, ihn zum Hulinarren macht. — Nach altem Volksglauben galt der 1. April von jeher als besonders kritischer Tag, er zählte zu den sog. „verworfenen Tagen" und jeder freute sich, wenn er, ohne Unheil zu bringen, vorüberging. Im Mittelalter veranstaltete man, um das Unheil des 1. April abzuwenden, Prozessionen und Wallfahrten. — In Deutschland pflegt man in erster Linie Kindern unausführbare Aufträge zu erteilen, hier wird der Aprilnarr meist mit dem Spruch begrüßt: „April, April, April! — Man schickt den Narren, wohin man will. (Lessing gebraucht den Ausdruck „zum April schicken".) In Ostfriesland heißt es: „April kann m'daun wat m'will!" Man pflegt dort einander mit allerlei scherzhaften Fragen zu foppen („de Geck anscheren"), wie z. B.: „Klaas will sin Frau neet länger hebben." „Warum neet?" „Se is na sin Sinn lang genug," usw. In Schweden nennt man den Angeführten wie bei uns Aprilnarr. Die Dänen sprechen vom Aprillaufen (loebe April) oder Aprilweisen (wise in April). In England heißt der 1. April Allernarrentag, es beteiligen sich dort Kinder wie Erwachsene an den verschiedenartigsten Scherzen. Hat man jemanden angeführt, so ruft man: „O, du Aprilnarr!" Ein in Nordengland beliebter Aprilscherz besteht darin, eine Person mit einem Brief umherzuschicken, der die Worte enthält: „Am ersten Tage des April jage den Narren eine Meile weiter." — In Belgien kennt man mancherlei Aprilscherze, Aprilische genannt (poisson d'avril), sie bestehen meist im Versenden von Scherzbriefen, deswegen heißt der Tag Verzendekensdag. Kindern, Dienstboten usw., welche man mit einem Brief oder einer unausführbaren Bestellung fortschickt, hängt man unbemerkt einen Zettel mit humoristischer Inschrift oder eine Ulkfigur auf den Rücken, man schwärzt ihnen auch wohl das Gesicht mit Kohle an. — Über die Entstehung des in Belgien und Frankreich gebräuchlichen Ausdrucks poisson d'avril gibt es verschiedene Deutungen, man leitet ihn von den Fischen, dem Sinnbild der Fruchtbarkeit ab, dem Attribut der Venus, der bei den Römern der 1. April geweiht war. Einige Forscher behaupten, er sei auf folgendes Vorkommnis zurückzuführen: Ein bei Ludwig XIII. in Ungnade gefallener Prinz von Lothringen, der im Schloß von Nancy gefangen saß, soll seine Freiheit dadurch wiedererlangt haben, daß er an einem 1. April die Meurthe durchschwamm. Als die Flucht bekannt wurde, spottete man, die Franzosen hätten am 1. April einen Fisch entschlüpfen lassen, einen Aprilfisch. — Mit dem in Frankreich meist am 1. April beginnenden Fischfang, der gewöhnlich unergiebig ist und somit den Fischer narrt, hat man den Aprilfisch gleichfalls in Verbindung gebracht. — Der französische Kulturhistoriker Quitard dagegen ist der Ansicht, daß der Ausdruck seine Entstehung einem Erlaß Karls IX. aus dem Jahre 1561 verdanke, durch welchen das Neujahrsfest vom 1. April auf den 1. Januar verlegt wurde. Weil man nun die üblichen Neujahrsgeschenke nicht mehr am 1. April austauschen konnte, begnügte man sich mit scherzhaften Angebinden und foppte sich durch Scheingeschenke, die man, ebenso wie die darauf Hineingefallenen Aprilische nannte. Übrigens geht in Frankreich die Sitte der Aprilscherze nur bis in das 16. Jahrhundert zurück, wodurch Quitards Annahme noch an Wahrscheinlichkeit gewinnt. — In Italien kann man die Aprilscherze bis 1631 zurückverfolgen, sie sind dort heute noch sehr beliebt.

Aus verschiedenen Ländern sind uns „klassische" Aprilscherze überliefert worden. Peter I. von Rußland leistete sich einmal den Scherz, in der Nacht zum 1. April eine Feuersbrunst zu inszenieren. Als nun die Flammen der gewaltigen Holzstöße emporloderten, die Feuerglocken erklangen, die Trommeln rasselten, glaubte die Bevölkerung halb Petersburg stehe in Flammen und stürzte entsetzt auf die Straße. Zum Schluß erschien Peter selbst und nun erfolgte die Erklärung, daß er sich nur einen Aprilscherz erlaubt habe. Zur Entschädigung für die gestörte Nachtruhe und die ausgestandene Angst bewirtete der Zar alle reichlich mit Getränken, so daß die Sache schließlich zur allgemeinen Zufriedenheit endete. Ein anderes Mal (1719) lud Peter den Hof und die vornehme Gesellschaft zu einer Vorstellung ein, in der ein deutscher Akrobat Proben seines ungewöhnlichen Könnens ablegen sollte. Nachdem das Publikum bereits einige Zeit auf den Beginn der Vorstellung gewartet hatte, hob sich der Vorhang und man sah ein Plakat mit der Inschrift: April! — Friedrich Wilhelm I. von Preußen schwärmte ebenfalls für Aprilscherze, die er mit den Mitgliedern seines Tabakskollegiums ersann. Diese Foppereien sollen meist recht derber Art gewesen sein. Als Entschädigung für die ausgestandene Angst erhielten die Genarrten Geschenke. — Auch am französischen Hofe trieb man am 1. April allerlei Tollheiten und Ulkereien. Unter Ludwig XIII. wurde der Scherz eines lothringischen Prinzen viel belacht, der mit seiner Gattin in Bauerntracht die Schildwachen in Paris zum Narren hielt. Napoleon I. hatte an Aprilscherzen ebenfalls sein Vergnügen, er beteiligte sich sogar persönlich daran. — Seit dem 19. Jahrhundert erfreuen sich wissenschaftliche Aprilscherze großer Beliebtheit. 1835 meldete die „New York Sun" die Erfindung eines Fernrohrs durch Herschel und Brewster, mittels dessen die kleinsten Gegenstände auf dem Monde erkennbar seien. Es dauerte mehrere Monate, bis sich die ganze Geschichte als ein Aprilscherz herausstellte. — Edison war wiederholt der Held von Aprilscherzen, so brachte eine New Yorker Zeitung vor Jahren einmal die Mitteilung, er habe eine Maschine erfunden, mit deren Hilfe man aus Wasser Wein und aus Erde Getreide bereiten könne. Die Zahl der auf diesen plumpen Aprilscherz Hineingefallenen soll groß gewesen sein.

E. E. B.

Starke Männer.

Über dieses anregende Thema erzählt Kurt Doerry in einem unterhaltenden Kapitel des „Sportbreviers", das der Präsident des Reichsausschusses für Leibesübungen herausgegeben hat. Allgemein bekannt ist ja die Anekdote von August dem Starken, der in Warschau zwei Grenadiere mit steifem Arm zum Fenster hinausgehalten haben soll. Mag dieses Stückchen auch erfunden sein, so hat dieser gewaltige Herrscher seine Kraft doch dadurch bewiesen, daß er imstande war, ein Hufeisen zu zerreißen. Immer wieder versuchten sich starke Männer an diesem Kraftstück, und oft mag es dabei nicht ganz ehrlich zugegangen sein, indem das Eisen durch Behandlung mit Säure im Feuer oder beim Härten vorher präpariert war. Aber einige solcher Leistungen sind doch verbürgt. Auf Grund einer Wette zerriß John Grün in Paris im Jahre 1905 zwei vorher von Fachleuten untersuchte Eisen in 44 und 23 Sekunden; Harry Scherer vollbrachte denselben Trick in 30 Sekunden. Das Hufeisen wird in solchen Fällen jedoch nicht eigentlich zerrissen, sondern abgedreht. Auch beim Kettensprengen, das man überall sehen kann, ist oft ein kleiner Schwindel dabei: einige Glieder der Kette sind „glashart" gehärtet und zerspringen deshalb bei einem kräftigen Ruck durch Anspannung der Muskeln wie Glas. Ein anderes, entschieden schwereres Kunststück ist das Zerreißen von Kartenspielen, da bei solchen auch eine eigene Präparation kaum möglich ist. Immerhin gab es auch in diesem Fach Spezialisten, die es durch lange Übung so weit gebracht haben, daß sie drei bis fünf Spiele auf einmal zerrissen. Hierbei kommt es wie beim Zerbrechen von Geldstücken ganz auf die Kraft der Finger an. Bereits ein Athlet auf dem Thron ist genannt worden: ein anderer war Kaiser Alexander III. von Rußland, der einmal bei einem Besuch der Eisengießerei einen Block von 3 Zentnern ohne weiteres in die Höhe hob. Noch eine Reihe anderer Beispiele finden sich in den alten Chroniken der verschiedensten Städte. Die Chronik der Stadt Graz erzählt von einem preußischen Hauptmann des siebenjährigen Kriegs, er habe seinem durchgehenden Pferd mit einem etwas zu ungestümem Griff in die Mähne sofort den Hals gebrochen. Daß sich solche Kraftmenschen für Geld sehen ließen, ist natürlich alt: einer der ersten war Johann Karl v. Eckenberg, von dem erzählt wird, er habe eine 6 Fuß lange Bank, auf deren einem Ende ein Trompeter saß, an dem anderen Ende mit den Zähnen in die Höhe gehoben. Was überhaupt andauernde Übung erreichen kann, zeigt das Beispiel des Wiener Athleten Jagendorfer, der es im Lauf der Jahre dahin gebracht hat, daß er mit dem Mittelfinger der rechten Hand eine Last von 550 Pfund heben konnte.

Sb.

Humor der Straße.

Von Egon H. Straßburger.

Die Straße diene dem Verkehr, heißt das Wort von weltgeschichtlicher Bedeutung, aber der Verkehr geschieht oft in der verkehrtesten Weise, weshalb viele Unannehmlichkeiten sich ereignen und weshalb das Straßenleben uns so interessant erscheint. Das ist nicht nur heute so, das war immer so und der große Kupferstecher Hogarth und der ebenso tüchtige Rowlandson als Karikaturist sie beide bieten den Hunger und die Komik der Gasse fest und wir erfreuen uns heute noch des Pechs und der Verdrehtheiten verflossener Zeiten, amüsieren uns, wenn die Menschen grotesk und bizarr sich hier bewegen, fallen, stürzen, Kuchenplatten zerschmettern und sich mit Krügen gegenseitig die Köpfe zerschlagen. Aus kleinen Begebenheiten wurden Weltereignisse und das drollige Erleben auf der Straße wurde zum flammenden Erdenbrand.

Auch zur Zeit der französischen Revolution feierte der Straßenhumor Triumphe und wenn erst die „Damen" revolutionswütend mit aufgelöstem Haar, den Furien gleich, stürmten und wie rasend über die Straßen eilten, siegesbewußt, kochenden Herzens, so mag das immerhin fröhliches Gelächter ausgelöst haben.

Der Hokuspokus auf den Straßen Spaniens und Italiens ist bekannt. Spielen sich doch Familiendramen, Geschäfte, Liebesszenen, Orgien, Kasperletheater hier nur ab, während die Wohnung dem Schlafe dient und dem Aufenthalt gewisser „Haustiere", die ungestört ihren Liebhabereien nachgehen können.

Das Straßenbild bei uns ist, wofern nicht Riesendemonstrantenzüge pilgern, ein ruhiges. Jeder geht seiner Beschäftigung nach und das Hin- und Herwogen fällt weder erschütternd noch belustigend auf.

Die aber dahinwandern, horchen und sehen zwiefach. Unbewußt suchen sie und wollen auf ein Ereignis stoßen, das etwas Neues bietet: der Mensch will beobachten und ständig sind seine Nerven rezeptiv in Schwingung. So erscheint uns jede Fehlbewegung auf den Straßen belustigend, jeder komische Gang oder was so aus dem Rahmen fällt erweckt Heiterkeit.

Der Kutscher, der im Fahren schläft, die Dame, die von fremden Herren belästigt wird und ihn energisch abweist, der Hund, der wütend dem Mitmenschen an die Hosen geht; Eier, die zur Erde fallen und zerbrechen; dieselben zerschlagenen Eier, die von Kinderhänden und Zungen aus Reinlichkeitsgründen schnell verzehrt werden; der Wagen, der in der Mitte auseinanderplatzt, so daß der Inhalt sich entleert — alles dies ist Quelle der Fröhlichkeit und die Straße macht sich dadurch beliebt und wertvoll für den Passanten.

Und es kommt noch der Betrunkene hinzu, der so prachtvoll in Kurven torkelt, so ist der ernsteste Mann bereit, aus voller Kehle zu lachen. Und so grausam auch der Humor ist, daß der Einbeinige sein Räuschlein sich geholt, auch hier teilt sich die Heiterkeit unter den Straßengängern mit.

Aber auch zwei Menschen erwecken in ihrem Schmerze unbändige Freude: es sind dies die Eheleute oder Liebespaare, die ihre Wut auf der Straße sich wissen lassen. Zu Hause geschieht das sicher dauernd da und dort, doch interessiert der „Zwist im Hause Habsburg" nur coram publico, schon weil der Austrag des Innen- und Geschichtsleben gewöhnlich nicht auf Gassen und öffentlichen Plätzen geschieht.

Im Süddeutschen, in der Gegend von Mainz, Mannheim und Frankfurt fanden auf der Straße Karnevalszüge statt. Der ureigenste Humor der Straßen war die Freude von jung und alt, populärer als aller Fasching der Bälle und Vereine. Der Ernst der Straße wurde ja angenehm unterbrochen und die Ruhe und Würde von ihr, die für viele nur Langeweile und Ungeschmack hat, wurde auf Stunden ausgeschaltet und bekam einen anderen Anstrich.

Und wir brauchen eine angenehme Abwechslung, die so wohltut und von manchen Seufzern uns befreit, selbst dann, wenn es sich um jenen Blinden handelt, der an belebter Stelle seine feste Kundschaft hat.

Sie schauen empört, meine Herrschaften?

Ich hatte ihn als Freund, wenn er drehorgelte und er war mein Morgengebet; ich gab ihm täglich eine Mark und bildete mir ein, jetzt habe ich Glück, heute . . . ich war barmherzig. Gestern aber sah ich, wie er die Orgel kunstgerecht an derselben Straßenseite reparierte. Das Schild „pünktlich erklindet" ward umgekehrt: darauf stand „wir streiken!".

Ich blieb stehen und betrachtete ihn . . . er ward wütend und schrie mich an: „Du Affe, hast wohl noch keinen Menschen gesehn?" Ich erwiderte schüchtern: „Verzeihen Sie, ich dachte, Sie seien blind . . ."

Mann und Frau.

Von Martin Feuchtwanger.

Die fünfjährige Elly und der fünfjährige Adolf sind Nachbarskinder. Ab und zu kommen die Mütter zu einem Plauderstündchen zusammen. Dann staunen sich die Kleinen groß an und greifen sich gegenseitig mit den Patschhändchen. „Man sieht doch", sagen die jungen Mütter, „daß Adolf ein Junge ist. Viel stärker und wilder als die zierliche Elly!"

Mit acht, neun Jahren spielen die Kinder gerne miteinander. „Wenn wir groß sind, heiraten wir uns", sagen sie — —

Die sechszehnjährige Elly hat Tanzstunde. Die erste Liebe hat sie hinter sich. Sie ist kokett. Keiner von den Blicken, den ihr junge Männer zuwerfen, entgeht ihr. Es ist ihr größter Kummer, daß ihr die Mutter die Röcke so kurz machen läßt. „Man sieht ja aus wie ein Kind und ich bin doch schließlich heiratsfähig." Adolf ist Obertertianer. Er geht mit der Schülermütze und den Büchern unterm Arm in das Gymnasium, löst Gleichungen und arbeitet mit Logarithmen, ärgert sich darüber, daß er Dramen von Shakespeare und Hebbel nicht recht versteht, und hat für alles ein Auge, nur nicht für junge Mädchen. Zum Abendessen bekommt er eine Tasse Kakao und zwei Butterbröter und wenn ihm die Mutter eine Stulle besonders dick streicht, dann freut er sich.

Elly ist zwanzig Jahre alt und verlobt. Mit einem fünfunddreißigjährigen Zahnarzt. Er hat eine glänzende Praxis und stammt zudem aus reichem Hause. Es ist ein ernster und etwas korpulenter Herr. Elly erklärt, sie könne nicht finden, daß er stark sei; sie hätte es sich übrigens nie gedacht, daß man als Braut so glücklich sei. Sie freut sich über die neue Wohnung und über die Aussteuer und wenn sie mit ihrem Bräutigam zusammen ist, dann zupft sie ihm die Krawatte zurecht und empfiehlt ihm, sich neue Stiefel zu kaufen. Er erzählt ihr von schwierigen Zahnoperationen und von den Zusammenhängen nervöser Zahnerkrankungen mit anderen Krankheiten und sie sagt, sie finde das alles ungemein interessant. Adolf studiert und bummelt. Seine größten Sorgen sind die Wege, auf denen er sich die Moneten zu einem Abendvergnügen oder zu einem neuen Smoking verschaffen kann. Er erzählt von seinen Streichen und denen seiner Kameraden und der Zahnarzt brummt, nachdem Adolf die Türe hinter sich geschlossen hat: „Grüner Junge!"

Elly ist vier Jahre verheiratet und hat ein kleines Mädchen. Ihr Mann ist ernst selten, daß er lacht. Am liebsten studiert er nach dem Abendbrot medizinische Zeitschriften. Elly aber ist lebenslustig. Der Haushalt, Einkäufe, das Lesen von Romanen füllen sie nicht aus. Am Abend hat sie Hunger nach dem Leben und sie liebt nichts so sehr, als in Gesellschaft zu gehen, lustig zu sein, zu tanzen und zu lachen. Adolf steht vor dem Examen. Er spricht von den Wechselwirkungen, von Geschichte und Philosophie, er erörtert die Entstehung des Anarchismus, er liebt psychologische Probleme. „Frau Elly fällt mir auf die Nerven", sagt er zu seinen Freunden, „das dumme Backfischgetue!"

Elly ist fünfunddreißig Jahre alt. Sie ist etwas rundlich geworden und hat dabei im Gesicht spitze Züge bekommen. Sie läßt sich täglich massieren und nimmt Dampfbäder; sie kauft sich kostbare Toiletten und wenn sie ein junges Mädchen flirten sieht, dann sagt sie verächtlich: „Das alberne Ding!" Die Konkurrenz der Zwanzigjährigen kann sie nicht vertragen. Sie fühlt sich geschmeichelt, wenn man sie für schlank erklärt und wenn man sagt, sie sehe aus wie knapp dreißig. Adolf ist der Liebling der Gesellschaft. Die Backfische finden ihn „berauschend", die Zwanzigjährigen sehen ihm tief in die Augen, die Dreißigjährigen finden, daß er ihr Typ sei.

Ellys Tochter ist verlobt. Elly selbst trägt im Sommer weiße Blusen; wenn sie in Gesellschaft geht, ist sie in teuere und komplizierte Roben gehüllt und zeigt ihren seidenen Strumpf und ihre Lackschuhe; aber die Herren beschäftigen sich mit der Tochter und nicht mit Elly. Adolf, ein stattlicher Mann in den besten Jahren, hat sich mit einer dreiundzwanzigjährigen Schönheit verlobt. Elly kann nicht begreifen, was man an dieser „Pute" schön finden könne. Aber die Objektivsten versichern, daß die beiden sehr glücklich seien.

Elly ist Großmutter. Noch immer trägt sie seidene Strümpfe und Lackschuhe. Wenn ihr ein älterer Herr galant den Hof macht, dann sagt sie: „Ach was, ich bin eine alte Frau!" Aber sie freut sich doch. Noch mehr aber freut sie sich, wenn die Enkel auf ihrem Schoß herumklettern und von ihr Märchen erzählt haben wollen. Von Adolf, der graue Haare bekommen hat und der nie mehr in Gesellschaft geht, erzählt man sich, daß er von seiner jungen Frau betrogen werde.

Elly, die Matrone, ist Witwe geworden. Die Höhepunkte ihrer Tage bilden die Besuche ihrer Tochter, ihres Schwiegersohns und ihrer erwachsenen Enkel. Mehrere Stunden täglich sitzt sie auf dem Erker am Fenster und sieht dem Treiben auf der Straße zu. Oft wird sie von Adolf, der seit mehr als einem Jahrzehnt geschieden ist, besucht. Dann tauschen sie Jugenderinnerungen aus und lachen hüstelnd über die schönen Tage. „Ja, ja, wenn man alt ist", sagt Adolf und humpelt am Stock die Treppe hinunter, während sich Frau Elly von ihrer Haushälterin den Kamillentee bringen läßt, ohne den sie nicht schlafen kann . . .

Lebensweisheiten.

Von Dr. S. Baer (Oberdorf).

Frage den Adler nach seinem Ideal — und er wird verlegen schweigen — aber das Huhn kann stundenlang darüber gackern und alle Spatzen singen's vom Dach.

*

Eine Krankheit braucht nur entdeckt, erfunden zu werden und gleich melden sich Tausende, die daran leiden.

*

Wo nicht gesündigt wird — da lebt kein Gott.

Wir legen am allerletzten die Fehler ab, für die wir täglich gescholten oder geprügelt werden.

*

Besser ist es, an eignem Irrtum sich wund und weh stoßen, als immer weich zu liegen in fremder Wahrheit.

*

Man macht alle Welt zu seinem Schuldner, wenn man von aller Welt nichts nimmt.

*

Die härteste Strafe für viele unverbesserliche Bösewichter, — daß gute Menschen durch sie nicht irre werden und wankend in ihrem Tun und Glauben.

*

Dieselbe Not, die den Teufel zwingt, Fliegen zu fressen, lehrt auch die Fliegen zuweilen, den Teufel zu fressen.

*

Es ist furchtbar tragisch für den Mann, daß am Weibe so viele zugrunde gehen, ohne die Liebe kennen gelernt zu haben.

*

Der Schwächling kommt schon über seinen Plan zu Fall — den Starken fällt nur seine Tat.

Gesellschaft und Mode

* **Spanische Moden.** Der Einfluß des Spanischen in der modernen Mode macht sich schon seit einiger Zeit in der Vorliebe für Mantillen und Capes, in der Verwendung großer Schmuckkämme usw. geltend. In den neuesten Frühjahrsmoden lassen sich auch wieder eine ganze Reihe von Merkmalen für das Fortwirken dieser Anregungen von der Pyrenäenhalbinsel anführen. So wurden in Paris einige Modelle mit „Velasquez-Röcken" gezeigt, bei denen die glockenförmigen, mit reicher bunter Garnierung geschmückten Röcke auftreten, wie sie auf den Damenbildnissen des großen spanischen Meisters vorkommen. Freilich die ungeheuren Dimensionen dieser Reifröcke des Barocks wurden in den neuen Formen noch nicht erreicht. Anklänge an die „spanische Mode", die in der Zeit der Gegenreformation die Welt eroberte, stellen auch die hohen Halskrausen dar, die für Theater- und Gesellschaftskleider beliebt sind. Dazu werden schwarze Samtkapes mit juwelenbesetzten Troddeln getragen. Eine große Rolle spielt, ebenfalls an das spanische Zeremoniell anklingend, der Fächer, der ebensogut riesige wie winzige Formen annehmen kann. Große kostbare Fächer sind mit Adler- und Straußfedern geschmückt und in sehr bunten Farben gehalten. Schwarze Abendkleider haben sehr lange Schleppen, die im Gegensatz zu dem Samt des Kleidstoffes aus dicker Seide bestehen und auch in der Farbe mit dem Kleid kontrastieren. Als ein letzter „spanischer" Zug der Mode seien die neuesten sich fest an den Kopf anlegenden Haarfrisuren erwähnt, die à la Goya heißen und damit ihre Herkunft aus den Bildern des berühmten spanischen Malers verraten.

„Kleid und Heim". Heft 3 bietet in seinem reichen Inhalt gute Ratschläge für die Hausschneiderei. Die Frühjahrsmoden 1922 eröffnen den Reigen der vornehm illustrierten Berichte, es folgt: Moderne Wollkleider, Neue Blusen, Morgenkleidung, Zum Schulgang, Arbeiten aus bunter Wolle, Zwei neue Mantelkleider aus alten Jackenkleidern, Garnituren von farbiger Wolle, Das Wäschebeinkleid, Wie man gestickte Decken wäscht und vorrichtet, Wie Lochschäden an feiner Wäsche geheilt werden können, Stickereien im ungarischen Geschmack und vieles mehr. (Kleid- und Heim-Verlag, Dresden-N. 5.)

Welt und Wissen

* **Wie weit kann man Menschen erkennen?** Bei Gerichtsverhandlungen ist es häufig von großer Wichtigkeit, festzustellen, ob ein Zeuge auf eine bestimmte Entfernung hin einen Menschen genau hat erkennen können oder nicht. In der Abschätzung der Entfernungen und in den Angaben über genaue Wahrnehmung machen sich dabei erstaunliche Unterschiede bemerkbar, die nicht selten zu den Tatsachen in schreiendem Widerspruch stehen. Um nun genau festzustellen, in welcher Entfernung ein Mensch mit normalen Augen einen andern noch erkennen kann, hat man sorgfältige Prüfungen und Versuche vorgenommen, die interessante Ergebnisse zeitigten. Danach ist bei 100 Meter folgendes an einem Menschen noch genau zu sehen: alle Teile des Körpers, kleine Bewegungen von Kopf, Armen und Beinen und die Einzelheiten des Anzuges. Ist der Betreffende 200 Meter entfernt, dann ist sein Gesicht nur noch ein heller Schein, und es ist unmöglich, die Züge zu unterscheiden. Ist er 400 Meter entfernt, so ist das Gesicht nur noch wie ein Schatten sichtbar, aber es ist möglich, Bewegungen der Arme und Beine festzustellen. Ist der Mensch 600 Meter entfernt, dann ist er nur noch ein formloser Fleck. Was nun das Erkennen bestimmter Persönlichkeiten anbetrifft, so kann man als normale Leistung annehmen, daß A. den B. auf eine Entfernung von 80 Fuß erkennen kann, wenn er ihn nur einmal vorher gesehen hat. Wenn B. irgend eine körperliche Besonderheit hat, also etwa hinkt usw., dann ist die Feststellung eines bestimmten Menschen durch einen, der ihn nur flüchtig kennt, auch noch auf eine größere Entfernung möglich. Ist aber die Person, die A. sieht, ihm wohlbekannt, dann mag er sie auch noch auf 100 Meter genau erkennen, und ist es ein naher Verwandter oder jemand, mit dem er täglich in Berührung kommt, so dürfte er auch noch auf eine viel größere Entfernung ihn erkennen, sogar bis zu 600 Fuß. Dies sind die Entfernungen, auf die es möglich ist, Personen im vollen Tageslicht zu identifizieren. Unter weniger günstigen Sehbedingungen muß die Person aber viel näher sein, wenn die Behauptung, sie erkannt zu haben, glaubwürdig erscheinen soll.

* **Die größten Kirchenglocken.** Die Sitte der Kirchenglocken stammt erst aus der Zeit des Christentums; das Altertum kannte zwar kleine Glocken für alle möglichen Zwecke; erst Paulinus aber, der Bischof von Nola in Kampanien, soll im 5. Jahrhundert den Guß der großen Glocken erfunden haben. Gewiß ist, daß die Glocken bereits im 7. Jahrhundert in Frankreich, in Deutschland unter Karl dem Großen bekannt waren, und daß im 8. Jahrhundert die Sitte aufkam, sie vor Benützung feierlich zu weihen. Die größte Glocke Deutschlands ist die dreimal umgegossene und 1875 in den Dom zu Köln abgelieferte „Kaiserglocke". Dieselbe wiegt 26 250 Kilogramm. Die größte Glocke der Welt besitzt unstreitig Rußland, doch wird dieselbe nicht benützt, und es ist auch unbekannt, ob sie jemals benutzt wurde. Der Metallkoloß hat ein Gewicht von 201 916 Kilogramm und führt den Namen „Zar Kolokol" oder Kaiserglocke, und steht seit 1836 auf einer Granitunterlage neben dem „Iwan Welikii" (Ivan der Große) genannten Glockenturm im Kremel zu Moskau, nachdem er bis dahin in einer Grube gelegen hatte. Auch ist ein Stück dieser Riesenglocke, wahrscheinlich bei einem Fall, ausgeschlagen worden. kn.

kos. **Gewinnung von Öl aus Hafer.** Nach einem Verfahren von Paul Winde wird das Haferkorn so zerlegt, daß die ölhaltigen Bestandteile, Keime, Fasern und Häutchen, vollständig von den weniger ölhaltigen, Mehl und Grieß, getrennt und in solcher Form erhalten werden, daß sie sich ohne Schwierigkeit extrahieren lassen. Zu diesem Zweck wird der Rohhafer zuerst vorgeschält, wobei 12—30 Prozent Hülsen entfernt werden, die des geringen Fettgehaltes wegen (0,5 bis 1,5 Prozent) ausscheiden. Der vorgeschälte Hafer wird auf Riffel- und Glattwalzenstühlen abwechselnd gemahlen. Dabei werden Mehl und Grieß mittels Sichtapparaten abgesichtet, und die noch übrig bleibenden Keime, Schalen, Fasern und Häutchen werden nach Bedarf mehlfrei gemacht. Die so erhaltenen, die Hauptmenge des Öls enthaltenden Rückstände werden je nach Bedarf auf Glattwalzen noch gepreßt und dann durch Extraktion entölt. Die entölten Rückstände können als Nähr- und Futtermittel Verwendung finden.

kos. **Das Konservieren bei den Naturvölkern.** Hierüber macht Dr. Weule in einem bei der Franckschen Verlagshandlung in Stuttgart erschienenen Bändchen „Chemische Technologie der Naturvölker" interessante Mitteilungen, denen wir folgendes entnehmen: Die Nordasiaten kombinieren oftmals gleich mehrere Konservierungsverfahren, indem sie zum Räuchern das Kochen und das Gären treten lassen. So räuchern die Itelmen von Kamtschatka ihre Tschupriki auf Gerüsten über Grasfeuer in der festgeschlossenen Jurte und verpacken sie dann in Säcke von Grasgeflecht. Die Koriäken konservieren ihre Jangaiawurst aus dem Blut, dem Fett und den Exkrementen des Renntiers, indem sie alles in Renntiermagen stopfen, darin gären lassen und dann räuchern. Zu dem Zweck der Geschmacksverbesserung graben andere nordasiatische Völkerschaften, wie die Jakuten, Samojeden und Itelmen, Asche für einige Zeit in die Erde, bis sie anfangen, in Fäulnis überzugehen. Die Itelmen lassen sogar Kaviar säuern. In Kamtschatka und in Alaska auf der anderen Seite des Beringmeeres, wo dieselbe Geschmacksrichtung vorherrscht, spürt man den Geruch der Lachsgruben meilenweit. — Das Nationalgericht der Polynesier, das Poi, wird in der Art gewonnen, daß man die Knollen der Taropflanze, einer Arumart, zerreibt und den Brei zum Zweck des Entschärfens auswäscht.

Neue Bücher

* **Rudolf G. Binding: „Unsterblichkeit".** (Literarische Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt a. M.) Das neueste Buch des Legendendichters ist eine wundersam feine Novelle, die im Kriege beginnt, um das Zeitliche der Zusammenhänge nicht zu verwischen und Distanz für die in der Gegenwart sich erfüllenden Begebenheiten zu gewinnen. Wie durch das zarte Flechtwerk eines Filigranschmuckes läßt uns der Dichter in die Seele einer Frau sehen, die einmal einen flüchtigen, aber ungeheuren Eindruck von einer männlich-starken Persönlichkeit gewann und von diesem Erlebnis nicht loskommen kann. Der Mensch, dem sie begegnete — es war ein feindlicher Flieger und er fiel ins Meer — bleibt ihrem Schicksal unsichtbarer Begleiter. Durch ein seltsames Erlebnis am Strande glaubt sie sich ihm durch eine Wage vermählt, nachdem sie selbst längst Frau und Mutter geworden. Sie kommt nicht los von diesem Bilde und geht ins Meer. Die sprachliche Schönheit dieser mit schlichter Innerlichkeit, fast legendär geschilderten köstlichen Novelle macht sie zu einem Kabinettstück der Erzählungskunst. g.

* **Helmuth v. Moltke: „Die beiden Freunde".** Eine Erzählung. Mit einem Geleitwort von Siegfried Moltke. (Leipzig, Hans Lohmann Verlag.) Der große Schweiger hat in den „Beiden Freunden" zweifellos viel eigenes Erleben und Empfinden festgehalten. Sie ist so schlicht, wie er sich selbst allezeit gegeben hat. Aber gerade deshalb ist sie ganz vorzüglich geeignet, das Bild, das man sich von Moltke stets macht, um wesentliche Züge zu vervollständigen. In seinem Geleitwort gibt Siegfried Moltke ein anschauliches Bild der Entstehungsgeschichte der „Beiden Freunde".

* **Skandinavische Bibliothek.** (Hyperion-Verlag, München.) Aus dieser von Gustav af Geijerstam begründeten und von Else von Hollander fortgeführten Bücherreihe liegen einige Neuerscheinungen vor, die bei buchkünstlerisch hervorragender Ausstattung wertvolle Schöpfungen nordischer Literatur bringen. Eine feine Schilderung anschaulich gezeichneter Charaktere ist Jonas Lies: „Aus Urgroßvaters Haus". Der Fluch des Gezeichneten, dem sich Dyre Rein in überängstlicher Deutung von Vorgängen und Überlieferungen verfallen glaubt, läßt ihn, der mit der jüngsten Tochter eines in ländlicher Beschaulichkeit wohnenden Bezirksrichters verlobt ist, am Tage vor der Hochzeit den Tod suchen. Wie Merete, seine Verlobte, dann in jahrzehntelanger Abgeschlossenheit dem Toten die Treue wahrt, ist die grandiose Schilderung einer großen Liebe. Im Gegensatz zu dem freundlichen Milieu in Urgroßvaters Haus, in dem sich die soeben gestreiften Vorgänge abspielen, steht der Schauplatz der Handlungen, die dem Novellenbande Hermann Bangs: „Ein herrlicher Tag", zugrunde liegen. Hoffnungslose Menschen quälen sich durch den trostlos grauen Alltag, der ihnen die Mühsal des Lebens zu unerträglicher Bewußtheit bringt und in Pflicht und Opfer das eigene Glück begraben läßt. Auge v. Kohls Erzählungen „Die roten Namen" führen auf den russisch-japanischen Kriegsschauplatz und lassen mit der Schilderung von Schanze und Drahtverhau, Schlachtfeld und Trümmerstätte, Tapferkeit und Heldentum, Opfer und Entbehrung Erinnerungen an nahe Vergangenheit in uns wach werden, an Dinge, die wir alle mehr oder weniger nach aus eigener Anschauung kennen. r.

* **J. E. Poritzky: „Die Erotiker".** (Rösl u. Cie., München.) In einem Band „Probleme und Porträts" werden in geistvollen Essays künstlerische Betrachtungen und Erkenntnisse gegeben, die mit der Gründlichkeit der Formulierung neuen Gesichtspunkten zur Beurteilung der behandelten Probleme Geltung verschaffen. Zwar, was der Verfasser über „Psychologie der Kritik" sagt, wird in der zum Teil aus persönlicher Verstimmung gewachsenen Verallgemeinerung Widerspruch wecken. Im übrigen aber eröffnet seine Auffassung über Menschen und Dinge Perspektiven, die Anschaulichkeit geben. Besonders gilt dies von dem Abschnitt, der dem Buche den Titel gab. In fesselnden Details läßt Poritzky das Zeitalter und die Atmosphäre der italienischen Renaissance erstehen sowie der Dichter der galanten Zeit lebendig werden, schildert Leben und Schaffensmethoden der Dichter und Memoirenschreiber, denen die Erotik schöpferischer Antrieb war. Jakob Casanova und dem Marquis de Sade werden besondere Kapitel gewidmet, die mit dem Dichter und Erotiker auch den Menschen erkennen lassen. Nicht minder geistreich und interessant sind die Ausführungen über „Die politische Komödie", „Die geistige und politische Entwickelung des Weibes", „Das Kind". Als Gesamtwerk ein Buch, aus dem sich erlebnisgestaltende Anregungen schöpfen lassen. g.

* **Helmer Key: „Amerikareise".** Übersetzt von Dr. Friedrich Stieve. Mit 36 Abbildungen auf 14 Tafeln. (Drei-Masken-Verlag, A.-G., München.) Helmer Key, der bekannte schwedische Journalist und Herausgeber des „Svenska Dagbladet", hat im Frühling des Jahres 1920 die Vereinigten Staaten bereist, um das Nachkriegs-Amerika und seine Probleme zu studieren. Key verfolgte bei seiner Reise vor allem den Zweck, zu untersuchen, inwieweit für Europa eine Möglichkeit besteht, die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten wieder aufzunehmen. Die Ergebnisse seiner Arbeit sind auch für uns von großem Interesse, denn sie vermitteln zum erstenmal seit Abschluß des Weltkrieges ein genaueres Bild von den Zuständen in den Vereinigten Staaten und von dem Gang der Entwicklung, den man sich dort erwarten kann. Neben scharf erfaßten Einzelheiten über Industrie und Handel zeichnet Key die charakteristischsten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in Amerika und plaudert amüsant über das gesellschaftliche Leben in den großen Städten. Zahlreiche photographische Aufnahmen beleben dieses interessante Buch, das jeder lesen muß, der das Amerika von heute kennen lernen will.

* **Friedrich Stoltze: „Pracht- un Wunnerkepp".** Gedichte und Erzählungen. Mit 8 Lithographien, vielen Textbildern und Einband von Fritz Franke. (Frankfurter Verlagsanstalt, A.-G., Frankfurt a. M.) Friedrich Stoltze gehört zu jenen Dialektdichtern, die es verdienen, Eigentum des ganzen deutschen Volkes zu sein; er behandelt den Frankfurter Dialekt in einer Weise, die seine Dichtung jedem Deutschen leicht verständlich macht. Seine Werke sind Gemeingut der Deutschen wie die Klaus Groths und Fritz Reuters. Das vorliegende Bändchen enthält die köstlichsten Meisterstücke, zu denen Fritz Franke mit unwüchsigem Humor eine Bilderfolge voll drolliger Einfälle geschaffen hat.

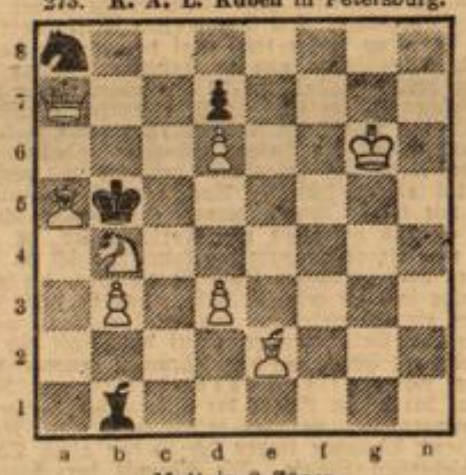
* **Horst Rettebohm: „Phantasien zur Nacht".** (Hans Lohmann, Leipzig.) Mit einigen wie flüchtig hingeworfenen Worten läßt der Autor oft ganze Bilder, durch wenige Sätze hinreißende Szenen erstehen. Die Phantasie Rettebohms ist stets Mittel zum Zweck und läßt dramatische Gestaltungskraft erkennen.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wedeswailer.

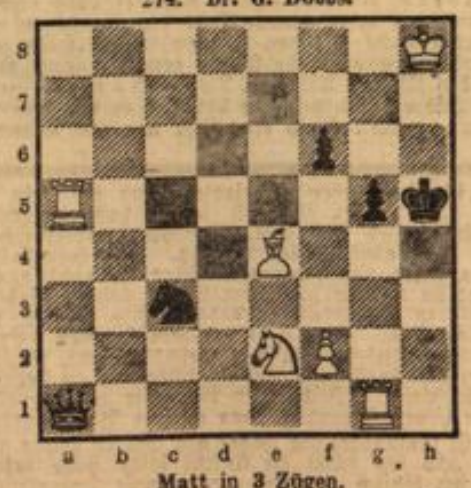
273. **K. A. L. Kubell** in Petersburg.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Kg6, Da7, La5, e2, Sb4, Bb3, d3, d6;
Schwarz: Kb5, Lb1, Sa8, Bd7.

274. **Dr. G. Dobbs.**



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kh8, Ta5, g1, Le4, Se2, Bf2;
Schwarz: Kh5, Da1, Sc3, Bf6, g5.

Nr. 273. Etwas für Feinschmecker. Neben dem überladenen verschnörkelten Barockstil des modernen Zweizügers wirkt dieses gehaltvolle ältere Problem des hochbegabten russischen Komponisten wie zierliches Rokoko. Mieses nennt die Aufgabe eine der besten der ganzen Problemliteratur. Und wie urteilen unsere Löser? — Nr. 274. Ein starker Drohzug, der bald gefunden ist, bildet die Einleitung. Der Lösungsverlauf zeigt manche Feinheiten, die dem Problem in einem vorjährigen Turnier den ersten Preis erwarben.

Ein bißchen Schachhumor.

Voll tiefen Ernstes und doch wieder mit all seinen Irrungen und Wirrungen eine Quelle steter Heiterkeit, so soll das Schach sein. Wer es zu ernst nimmt, tut ihm und sich unrecht, hat am Schachbrett Ärger und Leid, statt Unterhaltung und Freud. Heitere Gemüter haben über die Sonnenseite des Schachs Bücher geschrieben, das bekannteste ist das „Lachschach" von dem jüngst verstorbenen Paul Schellenberg in Dresden. Von seinem „Lied vom Schachschbiele" in sächsischer Mundart mögen zwei Strophen folgen: „Wenn ich recht mersch iewerlege, s' Schach is doch a scheenes Schbiel. Wißde geens, was vor ich zeege und was besser mer geffel. Das is ähm bei uns das Scheene: immer hat mer Freide dran; un's enzickt een, nodebeene, ooch, wemmersch nich schbielen gann. — Un nu erscht das Geisteswalden, was de giehnsten Bläne heckt. Gaum gammersch fer meeglich halden, was in so een Goppe schdeckt. Das is ähm bei uns das Scheene: M'r benitzt ähm sei Gehern; färmlich blitzen von alleene sieht merrsch uff der Denkerstern."

Partie Nr. 105. Sizilianisch.
Weiß: Mieses; Schwarz: Dr. Tarrasch.
Berlin, 4. Dezember 1921.

1. e4, c5; 2. d4, c×d4; 3. D×d4, Sc6; 4. Db3, Sf6; 5. c4, e6; 6. g3? (Le2 war besser), Le7; 7. Sc3, d5; 8. c×d5, e×d5; 9. e×d5, Sf×d5; 10. Dd2, Le6; 11. Lh3? (Lg2!) 0—0; 12. L×e6, f×e6; 13. Kf1, Lc5 (von entscheidender Kraft); 14. Sh3, Se3+ und Weiß gab auf.

Partie Nr. 106. Damenbauerspiel.
Weiß: Oskam; Schwarz: Euwe.
Amsterdam 1920.

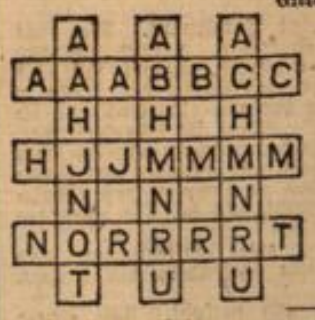
1. d4, d5; 2. Lg5, Lf5; 3. Sf3, Sf6; 4. c4, e6; 5. e3, h6; 6. L×f6, D×f6; 7. Db3, Sc6; 8. D×b7, Kd7; 9. e×d5, e×d5; 10. Lb5 und Schwarz gab auf.

Lösungen in nächster Nummer.

Rätsel.

Problem „Der Sänger".

Gitterrätsel.



Die Buchstaben in dem Gitter sind so umzustellen, daß die wagerechten sowie die entsprechenden senkrechten Reihen Wörter ergeben, welche bedeuten:

1. deutsche Hafenstadt,
2. biblische Person,
3. französisches historisches Schloß.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 145.

Zahlenrätsel: Fachzeitung, Anna, China, Hanf, Zange, Eiche, Inn, Tau, Unze, Nichte, Gaze. — **Buchstabenrätsel:** Indiana. — **Silbenverschieberätsel:** Absalon, Ares, Zar, Sidney, Liane, Ilse, Jonas, Ente, Neger, Zebu; Brasilien, Buenos-Aires.

Richtige Lösungen sandten ein: Bobby, Karl Letsch, Johanna Sarbois, Adolf u. Else Zahn, sämtlich in Wiesbaden; Otto Präckel in Hahn i. Taunus.

Verantwortlich für die Schriftleitung: E. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.